

Literarische Reflexionen

KRISE

Der schwarze Fleck

VALERIE FRITSCH

Es gibt einen Schmerz, der sich so weit über die Begrenzung des eigenen Herzens hinausbeugt, so monströs groß ist, dass er den Menschen und die Wirklichkeit, die ihn umgibt, vollständig ersetzt. Er tilgt alles, er vertilgt alles, er ist alles, was bleibt. Und es gibt eine Verzweiflung, die jede Verzweiflung, die die Seele bis zu diesem Zeitpunkt kennt, haushoch überragt. Sie wächst den Hoffnungslosen wie Knochen, sie ist das Einzige, was einen aufrecht hält.

Wenn einem eine Welt zerbricht, steht man schnell auch vor den Trümmern seines Ichs, das den Erschütterungen und Steinschlägen des Schicksals nicht standhält, dumpf knackt in seinen Sollbruchstellen und schlussendlich mit in die Tiefe stürzt. Unten angekommen erinnert man noch genau, wer man ist, aber ähnelt plötzlich dem, der man vorher war, so wenig, dass man sich im Spiegel kaum mehr erkennen kann. Versucht man auch nach Kräften sich selbst nachzuahmen, zu gehen, zu lachen, zu denken wie in früheren Tagen, wird man sich und jedem anderen doch schrecklich leicht unkenntlich. Existentielle Krisen sind stets Identitätsfragen. Wer man im Angesicht des Todes eines geliebten Menschen ist, und wer, wenn sich der größte Wunsch, den man je hatte, endlich erfüllt oder final unerreichbar wird, erfährt man erst mit dem Eintritt des Ereignisses. Alle Prophezeiungen versagen. Auch wenn man sich mit allen Eigenarten des Inneren vertraut glaubt, ist es manches Mal unmöglich, von sich selbst zu wissen, was einem in einer seltsamen Stunde die Seele niederreißt.

In jeder Katastrophe gibt es wie in altmodischen Zaubertricks den Augenblick der Überraschung, in welcher Gestalt man hervorkommt, wenn das dunkle Tuch plötzlich mit einem Ruck fortgezogen ist. Man applaudiert rabiāt den guten Verwandlungen, schaut sich erleichtert die schönen Menschen an, die geläutert in den Brutkästen der Dunkelheit mit großen Flügelapparaten über sich hinausgewachsen sind, und erschrickt beschämt über die, die aus Schaden kein bisschen klug, aber nur kaputt geworden sind. Man bewundert die Neuanfänger, die Sinnstifter, Verarbeiter, Bewältiger, Überwinder, die Aufrechten, Kräftigen, die Wiederaufsteher und Wiederaufersteher, die Kämpfer und Hinwegkommer, die Krise-als-Chance-Ausrufer, die Alchemisten, die, wenn nur

genügend Zeit vergeht, etwas in sich finden, dass das Schlechte ins Gute konvertiert, die, die sich selbst vom Unglück bekehren, die, denen die Heilung gelingt, die Liebe nicht verloren geht, der Widerstand glückt. Sie nehmen den Bruch an und geben damit jedem Hoffnung, der – zu Recht – befürchtet, in der Lotterie des Universums irgendwann der Nächste zu sein, dem etwas passiert.

Man vergisst die, die der Katastrophe keinen Sinn hinzudichten können, um die Verluste und den Zufall besser zu ertragen, die auch nach Jahren nicht denken wollen, ohne das Traurige von damals wäre das Schöne von heute vielleicht nicht passiert. Sie verweigern sich der lindernden Gleichung, sie glauben nicht, dass alles einen Grund hat, sie finden keinen Trost. Sie sagen nicht: Es war für irgendetwas gut; sie sagen: Es war für nichts. Das Schlechte, das ihnen geschehen ist, macht sie nicht zu besseren, aber zu versehrten Menschen. Man beargwöhnt die, die in ihrem Schicksal und in ihrer Haut stecken bleiben. Die Bitteren, Zermürbten, Verlorenen, die Besiegten, Beschämten, die Vergrämten, die Kaputtgegangenen, die Gemeingewordenen, die für immer Traurigen, die Müden, nicht vom Fleck Gekommenen, die, die nie nicht vor den Gräbern ihrer Kinder stehen, die Schuldigen, die nicht leben können mit ihrer Schuld, die Täter, die nichts mehr sind als ihr eigener größter Fehler, die, die sich ewig nach dem Verschwundenen sehnen, die, die sich selbst nicht mehr loswerden, die, die den Schrecken oder den Krieg oder die Grausamkeit an einem Montagmorgen nicht und nicht vergessen. Sie lassen sich ihre Last nicht nehmen. Sie tragen einen schwarzen Fleck auf dem Herzen, an dem man einander auf der Straße im Vorübergehen als einen erkennt, an den die Welt schon mit ihrem großen Entsetzen, mit der Traurigkeit über das Unvermeidliche gerührt hat.

Was soll man ihnen predigen zur Aufmunterung, wenn man ihnen gegenübersteht? Das ist das Leben, das ist der Tod? Nichts wissen sie besser.

Is this the end / Beautiful friend?

Über Krieg und Krise im Oktober 2023

FRANZ SCHUH

1

Am 6. Oktober 2023 erhielt ich per E-Mail eine Information über die Besuchszeiten im »Sanatorium Süßmilch«. Die Künstlerin Sophia Süßmilch war auf einem Foto zu sehen: Sie saß im bunt gescheckten Pyjama angestrengt gemütlich vor einer bunt gescheckten Wand. Unter diesem Bild mühsam lässiger Entspanntheit stand ein Text zu lesen, den ich einer Komposition für Chorgesang empfehle. Der Text beginnt nämlich so: *»Ausgehend von der Frage, wie man es schafft, angesichts von Krieg, Inflation, Klimakatastrophe, Patriarchat usf. in dieser Welt zu funktionieren, durchzuhalten und nicht durchzudrehen, richtet Sophia Süßmilch ab 10.10.23 im Francisco Carolinum ihr ganz persönliches Sanatorium ein. In einem für diesen Zweck von ihr gestalteten Ambiente erhält sie Massagen, sauniert, therapiert sich mit Ton, malt und führt Gespräche. [...] Während Sophia Süßmilch ihre tägliche Massage erhält, können die Gäste unter der Massageliege Platz nehmen, Gespräche mit ihr führen und Fragen stellen. In der Ausstellung erwartet die BesucherInnen auf einer riesigen Mind Map die ultimative Weltformel.«*

Für mich ist das – im Rahmen der Kunst – die bisher einzig angemessene Reaktion auf »die Krise« gewesen. Die Ironie von Süßmilch dient der Selbsterhaltung von Ohnmächtigen. Deshalb liegt das »Sanatorium Süßmilch« soziologisch richtig: Die Kultur, die den Menschen zum Konsumenten macht, redet ihm seine Mündigkeit ein. Er mag mündig sein, aber er hat nichts zu sagen. Im Supermarkt muss er sich richtig entscheiden und hoffentlich reduziert er sein Konsumverhalten wegen der Teuerung nicht. Die Souveränität des Individuums, die die Propaganda für Freedom und Democracy ins Gigantische aufbläst, ist sofort am Ende, wenn »die Krise« (zu der sich ein paar Krisen versammeln lassen) beginnt. »Was tun?«, fragt der Einzelne. Er kann sich massieren lassen.

2

Tonio Schachinger, mit dem deutschen Buchpreis ausgezeichnet, hat die Weltlage kommentiert. Über den Krieg im Nahen Osten sagte er: *»Wir wissen alle,*

dass es sinnlos ist, wenn ich irgendwas dazu sage, ein lächerlicher kleiner Autor aus Österreich.« Aber, fügte er hinzu, er könne auch nicht nichts sagen, obwohl er nichts zu einer Lösung beizutragen habe, »außer«, sagt er, »dass ich hoffe, dass Leute nicht umgebracht werden«. Kann man diese Hoffnung »Optimismus« nennen?

Ich glaube eher nein, weil diese Hoffnung ihre Vergeblichkeit mitreflektiert, sie »widerspiegelt«. Optimismus und Pessimismus sind banale Haltungen. Unter »banal« verstehe ich, dass angesichts der gigantomanischen Ereignisse im Geschichtsverlauf Optimismus oder Pessimismus zu klein und zu kleinlich sind. Sie sind unangemessen und unzureichend. Aber ich muss mich, wie man so schön sagt, outen: Ich halte den Optimismus für noch mehr daneben als den Pessimismus. Das kommt davon, dass der Optimismus herzlich begrüßt wird und man dem Optimisten gerne eine Dankbarkeit erweist, dass er nicht alles schwarz sieht, sondern im Gegenteil: Je aussichtsloser alles erscheint, desto sympathischer kommt einem die Hoffnung vor, die einem die Optimisten vorspielen.

Es gibt Menschen, die einen Vorzeigestatus erreichen, weil sie ungeheures Leid erlitten haben und dennoch guten Mutes sind. Den Grad an Selbstüberwindung, wenn nicht an gewollter Selbsttäuschung, kann man als Außenstehender schwer beurteilen, aber die Rhetorik, mit der nie verzweifelte Menschen gefeiert werden, klingt verräterisch: Den schlechten Tagen wird tapfer getrotzt, es gibt doch immer ein Morgen, an das man glauben kann, man muss nur ein bissl Geduld mit dem Herrgott haben. Und sind wir nicht auf der Welt, um die Welt besser zu machen? Na gut, heute geht's noch nicht besser, nicht heute, dann vielleicht ja morgen ...

Aber wer bin ich denn, dass ich die Verzweiflung dem billigen Trost vorziehen und empfehlen könnte? Péter Nádas, der ungarische Autor von europäischem Format, hat sich geweigert, so eine verzweifelte Perspektive anzunehmen: »Verzweifelt zu sein«, sagt er, »und dann auch noch Verzweiflung zu verbreiten, das erlaube ich mir nicht.« Nun, ich gehöre zu denen, die den schlechten Ruf, den die Verzweiflung hat, nicht verlautbaren und verstärken. Für mich ist die Verzweiflung das Menschenmögliche, nämlich die Emotionalisierung des Zweifels, die den Verstand zwar fürs Erste vom Sockel stürzt, ihn aber bei seiner eventuellen Wiederkehr mit der existentiellen Erfahrung, am Ende zu sein, imprägniert.

Pessimistisch oder optimistisch sein, beides beruhe auf Selbsttäuschung, sagt Péter Nádas. »Optimisten«, meint er, »sind Schönredner, die etwas schönreden, was sie nicht schön finden – um die anderen nicht in Verzweiflung zu bringen oder um noch eine Ruhepause zu erzwingen. Die Pessimisten sehen ständig Katastrophen, ich würde sie sogar Katastrophisten nennen. Das sind interessante Menschen, die denken, wenn ich ›Katastrophe‹ rufe, dann kommt keine.«

Das stimmt mit meiner These überein, Optimismus und Pessimismus wären banale, unzureichende Haltungen, die eben gerade das nicht halten, was sie versprechen. Was dann noch bleibt, spricht Nádas sich selbst zu. »Ich«, sagt er, »ich bin Realist. Ich bleibe bei der Realität.« Tja, bei der Realität bleiben allerdings alle – die Realität geht ja nicht weg, sie holt einen ein, unabhängig davon, wie man sie eingeschätzt hat. Menschen können gewiss hoffnungsvoll in die Realität eingreifen, aber ihre Eingriffe können auch erfolglos, ganz und gar unzureichend, sogar kontraproduktiv sein. Sich als Realist zu deklarieren, kommt mir leicht vor – schwer ist nur zu durchschauen, was denn wirklich real ist, geschweige denn, was kommen wird. Realist kann nur ein Mensch sein, der daran zweifelt, dass er einer ist – und schon wieder wird alles kompliziert.

3

Am 7. Oktober 2023. – »Unsere« Jugend, also meine und der Menschen in meinem Alter, fand noch in den Nachwirkungen des Weltkriegs statt, im sogenannten »Frieden« (der ein Nachkrieg war). Margarethe von Trotta hat in einer Kultursendung jüngst der Menschheit den Untergang gewünscht: Die Menschen verursachen immer dieselben Katastrophen, sie mögen, so von Trotta, endlich von der Erde verschwinden. Dermaßen groß kann die Bitterkeit der Friedliebenden sein! Eine alte Frau im Gazastreifen, die keineswegs gemein war, sondern lieb und verzweifelt, hat die Ereignisse mit den Worten kommentiert: »*Sie haben uns genug gequält, jetzt sind sie dran.*«

Die Verbrechen der einen Seite werden stets mit den (unterstellten oder tatsächlichen) Verbrechen der anderen Seite legitimiert. Die eigenen Verbrechen quittiert man am liebsten damit, dass sie gar nicht passiert sind, sondern nur in den Propagandafeldzügen der Feinde existieren. Über seinen Schatten springen ist keine militärische Übung. Ich war immer skeptisch, was »die Menschlichkeit« betrifft – ach ja, Geschichte habe ich auch studiert und beim Rigorosum über Machiavelli getalkt. Die alte Soziologen-Weisheit über das Leben in »komplexen Gesellschaften« lautet: »Jeden Tag kann alles anders werden. Ich kann nichts ändern.« Ich sehe eine Reportage aus Israel: Eine blonde junge Frau beugt sich über ein Motorrad. Die Hamas hat ihren Freund vom Motorrad heruntergeschossen. Seine Leiche liegt auf der Straße und die junge Frau drückt in allem, was sie ist, die Vergeblichkeit eines Lebens aus, das eine solche sinnlose Grausamkeit ermöglicht.

Ich sehe, wie die Terroristen der Hamas eine junge Frau zur Geisel nehmen und mit welcher ungeheuerlich verächtlichen und zu verachtenden Geste sie der Hilflosen den Hut auf den Kopf drücken. Ja, klar – es werden Bilder von der anderen Seite kommen, mit denen man die Folgen der Rache anklagt. Eine die eigene Schuld abwehrende Rede besagt, die Rache Israels wäre eine »kollektive Bestrafung« der Bevölkerung des Gazastreifens. Auch mit solchen Argumenten versteckt sich der Terror hinter der Bevölkerung, die die Hamas ebenfalls in Geiselhaft genommen hat. Israel muss sich aber selbst verteidigen: Man kann nicht über tausend Zivilisten eines Landes töten und ungestraft davonkommen. Es ist für einen Staat ausgeschlossen, seine Bürger abschlachten zu lassen – schon gar nicht für Israel nach der Shoa.

Am Ende bleibt nichts anderes übrig, als im Gazastreifen viele, die nichts dafür können, zu treffen (»in Mitleidenschaft zu ziehen«), hat doch die Hamas alle zu ihrem Schutzschild gemacht. Flüchtende, die einer Evakuierungsaufforderung nachkommen, treibt die Hamas zurück. Die Selbstverteidigung Israels als Gegenwehr ist unvermeidlich, aber, um Gottes willen, was könnte sie angemessen und verhältnismäßig machen? Israels Ministerpräsident spricht vom »Zerquetschen«, und der Verteidigungsminister erklärt, was über den Gazastreifen verhängt wird: *»Kein Strom, kein Essen, kein Sprit, alles ist abgeriegelt. Wir kämpfen gegen menschliche Tiere und wir handeln dementsprechend.«*

Man sieht es wieder, Rache ist nicht süß, aber wäre es »verhältnismäßig« oder auch nur menschenmöglich, auf sie zu verzichten, vor allem dann, wenn man auch die Macht hat, Rache zu üben, und wenn die Rache den rationalen Kern hat, sich nicht zu ergeben und sich vernichten zu lassen? »Ätsch«, meldet die Hamas, »eure air strikes haben dreizehn Geiseln getötet«. Es ist eine ausgesuchte Niedertracht, den Feind in das Töten zu verwickeln, das man selbst organisiert. Die Hamas und ihre Anhänger werden versuchen, Propaganda aus den harten Reaktionen auf ihre Morde und Geiselnahmen herauszuschlagen. In Wien ging zu diesem Zweck ein Vertreter der Palästinenser, ein Diplomat in Anzug und Krawatte, den »chinesischen Weg«: Er distanziert sich keineswegs vom Zivilisationsbruch der Mörder und Geiselnahmer, sondern er versucht, Verständnis für sie zu wecken, und zwar durch das magische Wort »Kontext«: Man müsse den Kontext beachten, in dem die Morde und Geiselnahmen passiert sind.

Das nenne ich den »chinesischen Weg«, weil man auf Chinesisch, falls man auf Menschenrechtsverletzungen angesprochen wird, reflexartig sagt: Men-

schenrechte hat man im Westen erfunden. In China ist der Kontext ein ganz anderer. Wir exekutieren Menschenrechte anders, in unserem Sinn. Der Kulturrelativismus kann aber nicht die Berechtigung der universalistischen Idee ausschalten, dass man Menschen nicht unterdrücken und selbst Unterdrückter nicht abschlachten soll. Zu solchen Höhen hat sich die Zivilisation aufgeschwungen! Was immer auch falsch an der israelischen Besatzung und Siedlungspolitik gewesen sein mag, und das war einiges, das Abschlachten von Menschen, die in Feierlaune bei einem Musikfest sind, bleibt als barbarisch im Gedächtnis haften. So etwas ist nicht einmal durch Hass zu rechtfertigen, eine solche Barbarei bedarf eines Überschusses an psychopathischem Sadismus, für den man im Frieden lebenslang im Maßnahmenvollzug eingesperrt wäre.

5

Dass Krieg herrscht, verschleiert bloß den Wahn, dem diese Täter unterliegen. Der Krieg macht den Wahnsinn plausibel. Das kennt man schon von Hitler, der seinen Krieg nötig hatte, er hat ihn persönlich gebraucht, zum Selbstaufbau, der Krieg war seine Erbaulichkeit. Das Blutbad war sein Lebenselixier. Der Hass, der sich heute vordergründig politisch gegen den Westen richtet, richtet sich gegen das, was der Westen mit seinen Freiheiten einer Avantgarde von Männern in ihrem zwänglerischen, religiös aufgeheizten Unbefriedigtsein antut. Die Politisierung der Religion, die sich am Verreligiösen der Politik übt, ist eines der schlimmsten Merkmale der Krise. Das gilt für jeden religiösen Fundamentalismus, auch für den nationalistischen in Israel. Alles, was endlich ist, ist verhandelbar. Das Absolute der Religion ist auf Erden nicht zu haben – nur mit Gewalt kann man versuchen, es im Innerzeitlichen wahr werden zu lassen.

Am 13. November 2015 richteten im Pariser Ausgehviertel und im Theater Bataclan islamistische Attentäter ein Blutbad an. Einer der Mörder wartete mit der Logik auf, was soll's, denn im Westen trauere man ja auch nicht über das Sterben in seiner Heimat. Die Hamas hat sich zum Morden am 7. Oktober 2023 nicht zuletzt eine Konzertveranstaltung ausgesucht. Der theokratische Kurzschluss geschieht in der Überzeugung, dass man kein Verbrechen begeht, sondern den Willen Gottes erfüllt, wenn man im Namen Gottes so viele Ungläubige wie nur möglich umbringt. Und in Wien, am Stephansplatz, demonstrieren die Anhänger der Hamas begeistert für ihr Anliegen, nämlich für den Judenmord, getarnt als »Befreiungskampf der Palästinenser«. Die Historikerin

und Antisemitismusforscherin Isolde Vogel hat eine vorerst kleine Liste der Solidaritätsbekundungen in aller Welt veröffentlicht. Damit ist wieder ein Merkmal der Menschheit in der Dauerkrise benannt: Es gibt kein Verbrechen, das nicht leidenschaftliche Anhänger findet.

6

Eines Tages habe ich mich tagespolitisch deklariert. Ich habe gesagt, dass ich die Sozialdemokratische Partei Österreichs nicht mehr wählen würde, würde sie den Weg der dänischen gehen. Wäre auch schwach, denn dann könnte ich gleich das Angebot des ehrlichen, des starken Rechtsextremismus annehmen. Maßnahmen in Dänemark wie der Abriss von »Migrantenghettos« und die Umsiedlung der Bewohner, um eine »bessere Durchmischung« zu erreichen, ist nicht ganz mein Ding.

Das Bekenntnis, dass im Staate Dänemark etwas faul ist, hat mir – von privater Seite – die polemisch gemeinte Zusendung einer Aussage des Chefs der Deutschen Polizeigewerkschaft eingebracht. Der Chef hatte über die antiisraelischen Demonstranten in Berlin gesagt: *»Die Täter machen stets klar, was sie von unserer gesellschaftlichen Ordnung und ihren Repräsentanten halten, nämlich nichts. Sie verspotten unseren Rechtsstaat, verhöhnen und verachten ihn. Toleranz und rechtsstaatliche Ordnung halten sie für Schwäche und lächerliches Zurückweichen. Unsere Kollegen erleben eine komplette Parallelgesellschaft, mitten in Deutschland.«* – *»Und dann«*, schrieb mir die geschätzte Absenderin dieser Aussage etwas holprig, *»sehr geehrter Herr Dr. Schuh, würden Sie die Sozialistische Partei nur dann nicht mehr wählen, wenn sie einen ähnlichen Kurs wie die dänische SP einschlagen würde?«*

Ich habe allerdings auch gesagt, dass ich die Sozialdemokraten nicht aus Begeisterung wähle, sondern wegen der Gewerkschaft und wegen der paar Intellektuellen in der Arbeiterkammer, und vielleicht auch, weil Wien »anders« ist, wer weiß? Ich bin Wähler und kein Anhänger. Das hat die Absenderin mir voraus: Sie ist Anhängerin und wählt auch die Partei, der sie anhängt – eine vollkommene, widerspruchsfreie Identität. Es gibt ja Menschen, die auf Sebastian Kurz hereingefallen sind, warum nicht auch auf Herbert Kickl, den meine Brieffreundin – als Einzigen – mit dem Etikett der *»Glaubwürdigkeit«* in der Migrationsfrage ausstattet.

Aber Kickl wird das Migrationsdesaster nicht »lösen«. Muss er auch nicht, denn was der Rechtsextremismus wirklich kann, ist anderen die Schuld geben – für alles, mit Vorliebe den Ausländern, schon allein deshalb, weil sie »von außen«

kommen und weil die Mächtigen im Inneren der illiberalen Demokratie stets ganz unschuldig sind – siehe Viktor Orbáns antisemitischen Kampf gegen George Soros, den er zu einer Art Phantom des Grauens entmenschlicht hat. »Ausländer raus!« war die Anfangsparole, das Fundament einer noch kleinen Bewegung, die der damals größeren von »I haafß Kolaric, du haafst Kolaric, warum sogns' zu dir Tschusch?« gegenüberstand. »Kolaric« stellt den hilflosen Humanismus dar, mit dem der Rechtsextremismus ein leichtes Spiel hat. Interessant ist eine Sprachregelung, mit der die Propagandisten leicht nervös auf das Argument reagieren, auch die autochthone österreichische Bevölkerung wäre ja »nur« eine Mischung aus einem Vielvölkerstaat. Ja, sagen die Rechten, die vielen Völker damals hatten miteinander genug Berührungspunkte, um friedlich zusammenleben zu können.

Henry Kissinger, einer der Anführer des Vietnamkrieges, liefert den Aphorismus zur gewünschten Leitkultur: *»Es war ein schwerer Fehler, so viele Menschen völlig verschiedener Kulturen, Religionen und Überzeugungen hereinzulassen.«* Abgesehen davon, dass das friedliche Zusammenleben in der Monarchie eine Illusion ist (man lese Jaroslav Hašeks »Schwejk« oder denke an den damaligen Antisemitismus, an dem Hitler Maß nehmen konnte) – abgesehen davon, ist die ganze Welt unserer Tage in Unfrieden zusammengewachsen. Das Areal, auf dem man sich vertragen (können) müsste, ist viel größer geworden, und »die Welt« hält ungebeten Einzug dort, wo man nach Belieben allein sein will oder doch an Ort und Stelle herrschen will, zum Beispiel, indem man in Vietnam einmarschiert. Die Gespaltenheit der Welt im Unfrieden ist schließlich auch das Resultat des Herumfuhrwerkens westlicher Mächte (und der Russen) im Nahen Osten, man denke an den vollkommenen Irrsinn von Afghanistan.

7

Im Land, wo man sowohl reich als auch allein auf der Welt sein will, also in Österreich, sind »die Ausländer« aber nicht das einzige Problem. Was als berechtigte Gegenwehr gegen die zugewanderten Feinde des Rechtsstaats erscheinen will, unterschlägt zugleich, was die Rechten sonst noch vorhaben. Orbán als Gesellschaftsmodell ist keine Kleinigkeit, sondern »Korruption«, so Anneliese Rohrer, »plus Einschränkung der Meinungsfreiheit«, und Orbán löst das Migrationsproblem, indem er es auf andere abschiebt. Wir haben dann die Festung, und die anderen die unerwünschten Ausländer.

Und jetzt haben wir Fremde da, die aus dem Nahen Osten flüchten, ohne von ihm loszukommen. Darunter sind auch unsere Feinde, wahrlich eine Gefahr, und viele von ihnen nützen unsere Freiheiten gegen uns aus. Aber eben nicht alle, weshalb hier die dumme Phrase, man müsse »differenzieren«, sogar einen Sinn hat. Das Migrationsproblem kann man nicht »lösen«, es gehört zu jenen Problemen, auf die die Wendung passt, so etwas könne man nur »managen«. Die Tragödie, die sich abspielt, ist der Gegensatz einer gesetzelten Gesellschaft: einerseits mit ihren Regeln und Gesetzen, mit ihren eigenen Krisen und andererseits mit dem Eigensinn von Menschen, die den Tod riskieren, um, wie sie glauben, endlich eine Zukunft zu haben. Diese Zukunft zerstören sie aber auch selbst, indem sie durch ihre Vielzahl die Nötigung zum Selbstschutz in den Zufluchtsländern hervorrufen. Für mich gehört es zum Irrlichtern dieser Tage, dass Ariel Muzicant ein Signalwort nicht zuletzt der rechten Szene verwendet. Er habe, sagte Muzicant, überhaupt kein Verständnis mehr *»für alle diese sogenannten Gutmenschen, die nicht verstehen, dass wir Leute in unser Land lassen, die dann schreien: ›Tod den Juden‹«*. »Gutmenschen« – so nannten die Rechten auch Leute, die den einheimischen Antisemitismus bekämpften. In der Sache hat Muzicant recht: Man dürfe, sagt er, nur jene Menschen nach Europa lassen, *»die sich wirklich an unsere europäischen Werte halten«*; *»Asyl für jeden«* könne *»es nicht geben«*.

Die sogenannten »Gutmenschen« haben eine Stimmung gemacht, in der untergegangen ist, dass stets auch böse Menschen kommen. Aber die »Gutmenschen« sind nicht politisch verantwortlich für dieses Desaster. Verantwortlich ist in Europa die EU, deren Mitglieder aus nationalen Egoismen daran scheitern, das Problem miteinander zu »managen«. Eine FPÖ-Wählerin beruft sich auf Muzicant und schreibt mir unter der Schlagzeile *»Endlich erwachen die Juden«*. Ihr Triumph ist verständlich, aber Muzicants Aussage kann sie für ihre Gesinnung nicht ins Treffen führen. Muzicant sagt ja, man solle nur die hereinlassen, die sich an die europäischen Werte halten, und das heißt: Diejenigen, die sich daranhalten, kommen für das Asyl in Frage. Der Rechtspopulismus hat große Schwierigkeiten mit einer Wahrheit (die sich eh nicht mehr durchsetzen wird), dass eben nicht alle, die kommen, nicht mit »unseren Werten« übereinstimmen.

Der ehrliche Rechtsextremismus, der ehrlich sagt, wie er sich seine Asyl- und Migrationspolitik vorstellt, hat zwei Möglichkeiten: erstens die Flüchtlinge an den Grenzen (oder wo man sie erwischt) erschießen. Die zweite Möglichkeit wären Konzentrationslager, in denen man die Ausländer aussortiert, die – zum Beispiel für die Pflegedienste – zu brauchen sind. Kickls Koketterie mit dem Hitlerismus als »Volkskanzler« ist widerlich. Aber ich nehme an, dass er als ehrlicher Rechtsextremist darunter leidet, dass die Demokratien ein ziemlich hohes humanitäres Niveau erreicht haben. Als Innenminister hat der anpassungsbereite Kickl – aus seiner Deckung heraus – allerdings bloß ein wenig Sadismus gegen die Einwanderer vorgeschlagen: für sie keine Geld-, sondern nur mehr Sachleistungen.

Die Rechten lieben selbstverständlich die Demokratie, denn sie ist die Regierungsform, die alles Nötige zu ihrer eigenen Abschaffung bereithält. Sie stellen sich gerne als Opfer dar und beschimpfen ihre Feinde, weil deren eingebürgerter Begriff von Freiheit die demokratiezerstörerischen Haltungen und Absichten nicht miteinschließt. Sie reden empört von »der Ausgrenzung Andersdenkender«. Der zivilisatorische Fortschritt macht sie empfindlich, trifft sie hart und lässt ihre Konzepte in den Augen nicht weniger Menschen mies ausschauen. Genial war der Trumpismus, dessen spontan herausgesprudeltes Prinzip der »alternativen Wahrheiten« dem etablierten Rechtsextremismus ein weites Feld eröffnete, darunter auch die Chance, alle Lügen unter »Meinungsfreiheit« platzieren zu können.

Ein kleines Mädchen in Gaza, nach meiner Schätzung ungefähr zehn Jahre alt, erzählt, dass sie wegmuss. Auf der Flucht vor den Bomben. Das Kind weint, weil es nicht weiß, wohin. Es weiß nicht, wohin flüchten. Kein Ort. Nirgends. Der Film zeigt einen Menschen im höchsten Leid. Ich zweifle nicht an der Echtheit dieser Bilder, denn selbst, wenn sie gestellt wären, stellten sie etwas Wahres dar. Es ist zweierlei, das mich trostlos macht: erstens, dass so ein Bild – genau wie das der jungen Israelin vor ihrem toten Lebensgefährten – unverkennbar eine Wahrheit sagt und zugleich aber, selbst wenn es dafür gar nicht gedacht war, in der Propaganda einsetzbar ist; zweitens verfluche ich meine Lage, die mir eine

Parteilichkeit aufzwingt, die ich für Israel mit Überzeugung annehme. Möge doch das Töten aufhören. Aber es gibt keine Moral, mit der ich mich über das Leid auch der anderen Seite beruhigen könnte. Die rhetorische Lösung ist einfach: Wer für Israel ist, der muss nicht gegen die Palästinenser sein. Man müsste im Mitleiden beide Seiten kombinieren. Man müsste aufhören können, für die einen oder die anderen zu sein. Das enthält zwar ein auszulebendes Empörungspotential über die Einseitigkeit von Parteilichkeiten, ist aber auch aus einem intellektuellen Grund fraglich: Es hilft kaum zu verstehen, was wirklich los ist.

Beim Stand der militärischen Realitäten halte ich den überlegten und überlegenen Neutralismus für (noch) nicht möglich, und das ist für mich »die Krise«: Innerhalb kurzer Zeit 5000 Tote in Gaza, darunter 2000 Kinder, und immer schon war klar, es werden mehr werden. Als Mensch, der nicht im Kugelhagel steht und nicht unter einem von Raketen erleuchteten Himmel wandelt, glaube ich, dass Israel keine andere Alternative hat. Das ist entsetzlich und unerträglich – so ein Mensch, der den Tod Tausender (falls die Zahlen stimmen) für »alternativlos« hält, will man doch nicht sein.

Andererseits ist man mit diesem Satz schon auf die Propaganda der Feinde hereingefallen. In ihrer Propaganda beruft sich die Hamas auf humanitäre Werte, die sie selbst brutal verletzt. Was denn gegen Verbrecher tun, die ihren Untergrund an Spitälern und Gotteshäusern festmachen und die durch erpresserische Geiselnahmen, doch nicht als Freiheitskämpfer, sondern als ganz normale Verbrecher dastehen, deren Verbrechen bloß ein gigantisches Ausmaß hat. Feuerpausen einlegen? Die würden sie garantiert zur eigenen Rekreation und Wiederaufrüstung benützen.

Mir platzt der Kopf, der Gedankengang wird zum Hürdenlauf über die Ambivalenzen. Moralische Klarheit – schmeck's! Selbst der Offenbarungseid zur eigenen Statuserklärung, man wäre bloß ein kleiner Autor und würde besser schweigen, was man aber zugleich nicht kann, unterschlägt eine Meta-Ambivalenz: Wer immer man auch privat, »für sich« sein mag, man ist durch die Umstände zugleich aufgefordert, sich Gedanken zu machen, die nicht im Privaten, nicht in der eigenen Identität verhaftet bleiben und die einen Sinn für das Erkennen der Lage haben. Das Allgemeine ist den Einzelnen in Gedanken zugänglich. Aber so ein Transfer ist extrem schwer, weil die eingebürgerte Verarbeitungsweise sogenannter »Krisen« im uferlosen Geschwätz besteht, das jeden Gedanken entkräftet und ihn selbst zum Geschwätz macht. Sich und die eigenen Gedanken als Ausnahme zu deklarieren, wäre hoffnungslos eitel. Aber nicht einmal das Geschwätz kommt der Geschwindigkeit nach, die es kaum erlaubt,

»mitzukommen« oder mitzubekommen, was los ist. Alles geht, passiert wahnwitzig schnell: Die hier vorliegenden Überlegungen stammen vom Oktober 2023, nur kurze Zeit später ist sicher, dass sie zum Erscheinungstermin »überholt« sein werden. Die Lage wird sich entscheidend verändert haben, und wenn heute etwas geglaubt wird, ist es ein Glück, also ein Zufall, wenn dieser Glaube morgen noch in der Erinnerung besteht.

10

Es fragt sich, ob dies alles überhaupt »Krise« genannt werden kann. Der Arzt, ein Chirurg, dessen Operationen mir das Leben gerettet haben, hat mir am Krankenbett, als ich aus der Intensivstation herausgelassen wurde, den Begriff der »Krise« erklärt. Der Begriff stamme vom antiken Wagenlenken: In der Kurve senken sich auf der einen Seite die Räder, und wenn der Wagen wieder hochkommt, dann ist die Krise überwunden. Im Philosophieunterricht war »Krise« als medizinische Metapher beliebt: Das Fieber erreicht eine lebensgefährliche Höhe, und wenn es endlich – über Nacht – zur Fiebersenkung kommt, ist die Krise überwunden.

Das Wort »Krise«, so behauptet eine Internetseite, geht auf ein griechisches Wort zurück und bedeutet »sieben, trennen«: »Eine Krise konfrontiert uns mit der Notwendigkeit, das auszusieben, was lebensfähig ist, was überleben kann, von dem, was entfernt werden muss.« Faszinierend, wie gebildete Schreiber keine Ahnung davon haben, welche klassisch-mörderische Rhetorik sie sich bedienen. Aber all diese Konzepte propagieren die Vorstellung, dass »Krise« etwas ist, dem man entkommen kann. »Krise als Chance« ist die Phrase, die daraus resultiert, und es gibt den fürsorglichen Aphorismus, man müsse das Wort »Krise« nur vom Beigeschmack der »Katastrophe« befreien.

Für mich ermöglichen die derzeitigen Widersprüche keine Synthese. Negative Dialektik, nichts als negative Dialektik. Die Klimakrise – offenkundig, dass sie ein totales Unglück bereithält. Modernitätstraditionalisten verkünden, dass einem schon irgendwas Technisches einfallen wird. Dies ist die uralte Hoffnung, mit dem Beelzebub könne man den Teufel austreiben. Die Techno-Sozialromantiker hängen auf Gedeih und Verderb am Weiterso. Aber Leute, die vom technischen Fortschritt nichts als profitiert haben, können sich ja gar nicht erlauben, an etwas anderes zu glauben: Das politisch-ökonomische System, das wir »Demokratie« nennen, gewinnt die Zustimmung der Massen nur durch die

Glücksmöglichkeiten, die es in Aussicht stellt. Mit der Forderung nach einschneidendem Verzicht wäre Schluss damit. Freiwillig akzeptieren die Leute keinen Verzicht, da warten sie lieber auf einen ordentlichen Autokraten, der ihnen den Weg weist. »This is the end / Beautiful friend / This is the end / My only friend« singen die Doors, auch im Vorspann zum Film »Apocalypse Now«.

Möge ich doch nur unrecht haben. Ich habe die Art von Überzeugung, an die ich die Hoffnung knüpfe, sie möge um Gottes willen falsch sein. Ich glaube ja, dass die Vernunft sich durchsetzen wird, eines Tages, aber nur, weil das im Begriff der Vernunft liegt, den die Menschen sich zusammengebastelt haben: »Vernunft« ist danach eine Dynamik des sich den Gegebenheiten anpassenden Denkens. Diese Art von Denken, von Verstand, ist mit den Realitäten so verwoben, dass sie nicht prinzipiell ausgeschaltet werden können. Viele Menschen halten jedoch am Wahn fest, wenn dieser verschwörungstheoretisch attraktiv ausgearbeitet ist und zur Benutzung bereitliegt: Im Jahr 2023 steigt die Zahl der antisemitischen Attacken, wie man es nach der Shoa nicht mehr erwarten zu müssen geglaubt hat.

Dass eine Masse von Menschen in aller Welt ihre Leidenschaft in den Wahn des Antisemitismus investiert, erlaubt keine Hoffnung, die man in die Menschheit setzen könnte. Die »letzten Tage der Menschheit« sind auf Endlosschleife gestellt. Zugleich darf man sich dieser Aussichtslosigkeit nicht ergeben. Das wäre eine Parteinahme für die chancenlose Ohnmacht und würde sie zusätzlich bestärken. Sisyphos ist die Figur, die in so einer Lage unermüdlich und angemessen agiert. Ob man dabei glücklich sein kann, wie Albert Camus glauben machen will, ist fraglich.

Immerhin gibt es Zeiten, die hoffnungsvoll sind, es ist nur auf ihre Dauer kein Verlass. Das Gute existiert, hat aber keinerlei Rückhalt darin, dass es sich eventuell verwirklichen lässt. Menschen lernen aus der Geschichte nicht einmal, dass man aus der Geschichte nichts lernen kann. Zur Vernunft müssen sie immer erst kommen – also benötigt die Vernunft anscheinend die Katastrophe, die zu vermeiden ihr immer erst post festum gelingt – erst dann, nachdem sie eingetreten ist. Zu jeder Zeit kann es zu spät gewesen sein. Die letzte Krise wäre eine, deren Folgen nicht mehr rückgängig zu machen sind und die keinen Neuanfang mehr ermöglicht.

Krise. Auch nur ein Wallfahrtswort.

MARLENE STREERUWITZ

Riesige rosarote Dahlienblüten, die in einen orangeblühenden Rosenstrauch hineinragen. Das ist mein Trost. Jeden Tag gehe ich an diesem Garten vorbei.

Hier. In London. Im August. Wir leben in der »cost of living crisis« des Jahres 2023. Jedes vierte Kind bekommt nicht genug zu essen. Jeder fünfte Haushalt muss Mahlzeiten überspringen. Die Preise für Lebensmittel sind um 17,1% gestiegen. Seit der Finanzkrise 2008/2009 sind die Löhne im United Kingdom gleich geblieben und so entwertet.

Was bedeutet es aber nun, wenn das Wort Krise auf jeden Augenblick eines Lebens zutrifft? Wie das für Armut der Fall ist. Oder für Behinderung. Für Schicksal. Hunger. Sind diese Worte nicht alle Verstecke für das Wort Krise? Und zeigt sich nicht einmal mehr, was für ein perfides Instrument unser Sprechen ist, das die Sprache selbst gegen uns anwendet. Denn. Die Vielzahl der Krisen in das Wort Armut zusammengefasst. Wird das nicht zu einem unüberwindlichen Berg von Verzweiflung, der immer so viele Verzweiflungen auf einmal ist. Diese Verzweiflungen müssen als Verzweiflung ausgehalten werden. Als Krise. Ohne den Plural ins Sprechen zu bringen und damit ein Maß der Dinge herzustellen. Könnte die Verzweiflung in die vielen Verzweiflungen aufgeteilt noch ertragen werden? Sind diese Singulare, diese Einzahlen nicht die Grundmittel der Beherrschung. Selbstbeherrschung und Unterdrückung durch andere. Betrug in Zusammenfassungen ins kleinstmögliche Maß. Großzügigkeit in Quälerei. Eine Person, die jeden Augenblick ihre Armut leben muss, muss die in die Abstraktion des Singulars flüchten, um es ertragen zu können. Ist der Singular der Krise der Trick, die Verzweiflungen in eine einzige zusammenzuschmelzen. Macht der Singular diese Worte nicht unbetretbar und bleibt die Person in Armut damit sich selbst entfremdet?

Und dann. Die Armut der anderen ist ja immer auch die eigene Armut. Der Hunger der anderen. Die Bedürftigkeit anderer. Der Körper weiß das und reagiert. Abwehr oder Mitgefühl. In den Affekten erzählt sich diese Entscheidung. Und. Der »culture war« in der Politik der englischsprachigen Kulturen findet dieser Entscheidung entlang statt. Was für die Mitfühlenden die konstruierte

Krise des politischen Systems ist, das ist für die Abwehrenden das persönliche Scheitern von unfähigen Personen und nicht bedenkenswert. Es ist Fühlen, mit dem diese Entscheidung getroffen wird. Ein Fühlen ist das, in dem sich die Person insgesamt darstellt. Und wie immer. Die Bestätigung herrschenden Sprechens in diesem VersteckSprechen der üblichen Sprachen kann schnell fallen und sich in den Vordergrund drängen. So ist Ekpathie. Empathie dagegen hat nur Umständliches zu ihrem Ausdruck. Empathie. Da will die empathische Person Genaueres wissen und nicht in Verallgemeinerungen verfallen. Empathie. Die erforscht sich erst selbst. Die braucht Zeit, sich auszudrücken und bleibt beim Einzelfall.

Da. Wo wir leben. 2023. In der klimakrisengeschüttelten Welt. Da wird ekpathisch verallgemeinernd geredet, damit die Sprache des Ausschlusses erhalten bleiben kann. Es geht ja darum, sich einen Platz unter den Ausschließenden zu sichern. Es stehen also die Dauerkrisen des Ausschließens der Dauerkrise des AusgeschlossenSeins gegenüber. Aber. Wir haben nur die Sprache des Ausschließens zu Verfügung und können das AusgeschlossenWerden nicht erzählen. Das müssen die Körper übernehmen. Wenn sie vor Hunger mager werden. Wenn sie ungepflegt als homeless am Straßenrand sitzen. Wenn gestorben werden muss, weil die britische Regierung die public services so ausgehungert hat, dass es keine Rettungstransporte ins Spital mehr gibt. »More than 43,000 people were declared dead by the time an ambulance arrived last year«, steht in der »Daily Mail«. Die Verstecksprache des normal Ekpathischen ist tödlich. Gesellschaftlicher Ausschluss handelt immer von Leben und Tod. Und so sprechen wir.

Ich bin dem Wort Krise als kleines lesendes Mädchen begegnet. »Krisis« hieß das in den Jugendbüchern für Mädchen, die ich in großer Zahl in der Kinderbücherei der Stadtbibliothek Baden las. Die Krisis. Das war das Wort, das auf die Situation schwerkranker Männer angewandt wurde. In den Büchern ging es um die Pflege dieser schwerkranken Männer. Da gab es die aufopfernde Ehefrau am Bett des kranken Manns wachend. Da gab es die hingebungsvolle Krankenschwester, die den Arzt ergänzte. Da gab es die junge Ärztin als Assistentin des Professors, die ihren ersten Fall zu bewältigen hatte.

Das waren alles Jugendbücher, die noch aus der Nazizeit stammten oder sich noch nicht sehr weit von deren Vorstellungen entfernt hatten. Immer fand die Krisis in der Krankheit dieser Männer in der Nacht statt. Die Krisis wurde jeweils vorausgesagt. Die Bewältigung der Krisis wurde genau geplant. Die Krisis wurde bewältigt. Der Kranke war daran nicht beteiligt. Die Krisis war Angelegenheit der ärztlichen Kunst und der Krankenpflege. Die Kunst war den

Ärzten überlassen. Die Pflege fiel den Frauen zu. Ich kann mich an kein Scheitern an der Krisis erinnern. Immer war die Zusammenführung von ärztlicher Kunst und aufopfernder Pflege siegreich. Es war ein militarisierter Vorgang. Der Patient war die Landschaft. Das Schlachtfeld. Die Krankheit der feindliche Angreifer. Ärztliche Kunst und Krankenpflege bildeten die Verteidigung. Die Krisis war die Zeit der Schlacht. Medizin und Zuwendung in der Pflege kämpften gegen die Störung im Körper des Kranken.

In diesen Büchern sollten Berufe im medizinischen Bereich nahegebracht werden. Der Patient war also ein Schaustück der Berufsberatung. In der Logik der 50er Jahre war das heteronormativ und vormodern rollenkonform. Der bewusste Körper des Kranken wurde durch die Krisis hindurch ins Leben zurückgeleitet. Der Feind im Körper des Kranken wurde besiegt. Die Person dem Leben zurückgegeben. Die Diagnose war die Kriegserklärung gegen den Feind. Die Behandlung der Krieg. Die Krisis die Schlacht. Das Überleben der Sieg und der Feind vernichtet. Die Krisis war überwunden.

Und so leben wir.

Wir reden ekpathisch von Überwindung von Krisen, weil wir keine andere Sprache haben. Wir leben ekpathisch gegen uns selbst, weil wir uns – und das wieder – in einem großen Projekt einer quasimilitaristischen Mobilisierung in Modell und Sprache ausgesetzt sehen. Die französischen Revolutionäre hatten schon recht, alles neu sprechen zu wollen. Wir haben ja weiterhin eben nur dieses überkommene VersteckSprechen zu Verfügung, in dem schon die Imperien mit Hilfe der Religionen die Personen gegen sich selbst aufhetzen konnten, ihren eigenen Ausschluss zu bejubeln. Jede sozial eingestellte Person spricht ununterbrochen ihren eigenen Ausschluss, weil nichts anderes gesagt werden kann, und versetzt sich damit in einen Zustand der Dauerkrise des Dauerleids an der Welt. Empathie kann ja nicht einmal empathisch analysiert werden. Denn. Diese ekpathische Sprache ist es ja, die den Begriff des Opfers konstruiert. Opfer. Das ist eine der vielen Formen des Ausschlusses und im Ekpathischen die schlimmste Entwertung.

Im also ekpathischen Mythos fallen Krisen über die Personen her und die, die aufgeben oder scheitern. Die sind Opfer. Und die, die im Ekpathischen bleiben können oder müssen, die haben die Nacht überlebt und dürfen ins Leben zurück. Denn. Täuschen wir uns nicht. Krisen. Das sind hergestellte Vorgänge. Das Unvermeidliche. Das verbuchen wir unter Schicksal. Die Krisen. Die werden uns ins Haus geliefert. Die werden von irgendjemandem gemacht. Krisen beruhen auf Ekpathie. Es wird zugemutet. Zugetraut. Zugefügt. Das Präfix »zu«

beschreibt eine Bewegung auf ein Ziel hin. Die Zumutung, die der Person zugebraut wurde, ist eine Zufügung. Die Person ist ein Opfer.

In London. In Kew Gardens. Ich gehe von Bank zu Bank und sitze lange. Ich starre auf die Riesenbäume da. Schöne, weitausladende, riesige Bäume stehen da. Diese Bäume haben ihre Idealform ausbilden können, weil sie genug Platz bekommen haben, wachsen und werden zu können. Nach der Euphorie über diese Schönheit werde ich dann wieder sehr traurig. Die Bäume an den Straßen und in den Gärten. Hier. In London. Sie werden zurechtgestutzt. Sie müssen klein bleiben. Ihre Wurzeln würden sonst den Gehsteig beschädigen. Das würde Geld kosten. Und wir leben ja schließlich in einer »cost of living crisis«. Auch die Natur muss sich dem Ausschluss und dem Einschluss stellen, weil im Ekpathischen die Natur zu einem Mitspieler erklärt werden kann und völlig unnatürlich mit den Folgen dieser Vermenschlichung belastet werden kann. Dieser Vorgang »hilft« ja dann auch, wenn es um die Klimakrise geht. Die Natur wird entweder zum Objekt stilisiert oder zum Opfer. Den Umständen wird beides nicht gerecht, wenn es um das Natürliche ginge, weil Natur ja längst nicht mehr existiert. Zu viele Krisen wurden den Landschaften zugemutet.

Krise. Krisis. Ist das Mittel, das die Krise verkünden kann, dann selbst schon Krise? Ist Sprache selbst die Krise? Nun. Es geht ja immer um Veränderung. Ich kann mich an Predigten in der katholischen Stadtpfarrkirche in Baden erinnern, in denen mir das Wort Krise als Chance erklärt wurde. Ein altgriechisches Lehnwort gegen eine altfranzösische Entlehnung, die auf das lateinische Verb »cadere« zurückgeht. Wie perfekt sich diese ewigen Erbschaften unserer Sprachen an so einem Beispiel darstellen lassen. Und wie perfekt, wie diese ewigen Erbschaften unsere ewige Einschränkung erzählen. Nie genug Platz in den Wörtern, wachsen und werden zu können. Nie genug Platz, die eigene Idealform ausbilden zu können. Immer schon beschränkt im Ekpathischen, müssen wir klein bleiben. Wir würden sonst Geld kosten. Für Bildung etwa. Oder Essen. Oder Wissen. Oder Verständnis. Weil Empathie nichts Materielles einträgt und immer nur einschließt und damit immer nur noch mehr Geld kostet. Wir werden in Selbstbeschränkung ins Ekpathische hineintrainiert. Die Predigt über Krise als Chance war da nur so eine Trainingseinheit im langen Strom der Zurichtungen. Wenn aus der ekpathischen Ansprache die Reaktion des Körpers entspringt. Wenn das Unbehagen die Wahrheit ahnt, aber nicht sagen kann. Erst wenn es so dringlich wird, wie in dieser »cost of living crisis« und der Hunger die Erziehung übernimmt.

Der Klimawandel wirke sich auch auf Kew Gardens aus, steht im Informationsflugblatt. Klimawandel. Das ist auch so ein Versteckwort. Und. Es ist zu

sehen. Auch die Tropenbäume, die sich in oft bis zu 100 Jahren an das Klima in Kew Gardens angepasst haben, zeigen Hitze- und Trockenheitsschäden. *Sequoia sempervirens*. *Styphnolobium japonicum*. *Robinia pseudoacacia*. Und sogar die heimische *Quercus castaneifolia*. Sie alle zeigen Schäden. Der Klimawandel hat diese Lebewesen mit einer Krise konfrontiert. Aber kann so eine Krise überwunden werden? Was heißt das? Eine Krise überwinden?

In der Logik des Ekpathischen. Es klingt nach Sieg. Es beschreibt sich automatisch ein kriegerischer Vorgang. Aber was ist es nun, was sich da der Person in den Weg stellt? Was sind die veränderten Umstände, die die Krise darstellen? Und warum ist es immer positiv, wenn eine Krise bewältigt und damit überwunden wurde?

Wieder. Es ist die Logik unserer Kultur des Ekpathischen, die es begehrenswert macht, zu überwinden und damit hinter sich zu lassen. Die Herausforderung annehmen und bewältigen. Sisyphos kommt mir in den Sinn. Die Herausforderung des Tropensturms Idalia, der gestern Florida erreichte und heute in Georgia Überschwemmungen verursacht. Diese Herausforderung. In der Praxis ist sie das. In der Ursache. Da würden die beiden Parteien des Ausschlusses und des Einschlusses aufeinanderprallen. Diese Krisis. Die Wissenschaft sagt, dass die Klimakrise menschengemacht ist. Aber auch hier. Im Bestreben, im Ekpathischen zu bleiben, ist auch die Wissenschaft ein Glaubenssystem geblieben. Dominanz geht immer auf Glauben zurück. Wem geglaubt wird, dem gehört die Macht. Und hier wird mit voller Absicht nicht gegendert. Wir verdanken unsere Welt und wie sie ist und wie sich die Krisen anhäufen nicht dem Versuch, alle in das Werden und Wachsen der Leben einzubinden und zu fördern. Im Gegenteil. Wir werden in die ekpathischen Sprachen zur Form unserer Verständigung gezwungen und verlängern damit das Begehren zu dominieren.

Ich will keine Krise. Ich akzeptiere keine Krise. Ich will das Wort nicht hören. Ich will wissen, was dahintersteckt. Warum ich mich mit künstlicher Intelligenz auseinandersetzen muss? Warum ich wieder ein neues Medium lernen soll? Wer verdient daran? Wem gehört das alles? Warum gehört mir nicht die Welt, in der die Bäume und wir genug Platz bekommen, das Idealmaß zu erreichen? Ich will nicht in Medien wie dem »Guardian« heute dieses widerliche Allgemeinlob bekommen, dass meine Generation ja doch so viel Veränderung verarbeitet hat. Ich will bestimmen, was ich bewältigen will und was nicht. Ich will mitbestimmen, ob es weitere Waldbrände auf der Welt geben soll oder nicht. Und ich will nicht die Folgen des Ekpathischen aushalten müssen. Ich will eine neue Sprache im empathischen Sprechen und nicht mehr diese Tätersprache, in der ich automa-

tisch zum Opfer gemacht werde. Ich will eine soziale Person sein können und nicht dafür ausgelacht werden, dass ich Frieden leben möchte. Ich will nicht mehr den mordlustigen Personen unterliegen, die am Krieg in der Ukraine profitieren. Wirtschaftlich oder ideologisch. Ich will aus dieser Grundkonstruktion Krise herauskommen, aus der sich unsere Kulturen herleiten. Ich will der Sprache der Ekpathie entkommen, die mich zwingt, mich selbst zum Opfer zu erklären, um dann in einem kriegerischen Akt gegen mich selbst, mit der Überwindung wieder einer der von außen induzierten Krisen mir einreden zu können, es geschafft zu haben. Und das »es« bleibt unbeschrieben ungewiss. Die ekpathisch hergestellte Krise behauptet eine Ungewissheit. Ein NichtWissen ist das, das angstbegründend die Leben grundiert und uns in Glaubenssysteme auseinanderdrängt. Eine neue Sprache muss einen neuen Weg finden, Glauben und Wissen durch andere Erkenntnisformen dem gelebten Leben anzunähern. Ein Leben müsste das sein, das dann auch gesprochen werden kann. Mitgeteilt. Meinetwegen wäre das getanzt, und wir sprächen im Tanz miteinander. Alles und wie auch immer. Nur nicht wieder Krisen als Schlachtfelder der Bewährung und die Marschmusik dazu.

DANIEL WISSER

I

Es waren drei oder vier kurze Sätze. Er hatte sie nicht sagen wollen. Die Sätze waren ihm entkommen. Die Sätze durchdrangen den Kopf seiner Frau und prallten an die Wand des Wohnzimmers. Michael Blitzhackl schaute nur zu. Er hörte sich selbst sprechen. Dann wurde es still. Ganz still. Noch am selben Abend packte seine Frau Andrea drei Koffer und verließ die Wohnung.

II

Die Scheidung folgte fünf Monate später. Michael verließ das Gebäude des Bezirksgerichts zusammen mit seiner nunmehrigen Ex-Frau. Sie verabschiedeten sich. Wie gut, dass man sich friedfertig getrennt hatte, kein Drama, keine Krise.

Am Nachmittag wollte Michael seinen Partner Guido Sighardt anrufen. Er erreichte ihn trotz mehrerer Versuche nicht. Daraufhin rief er Guidos Frau Elisa an. »Guido ist plötzlich so schlecht gewesen«, sagte Elisa. »Wir sind mit dem Taxi in die Ambulanz gefahren. Ich warte jetzt hier auf ihn.« Elisas Schweizerdeutsch ließ für Michael alles, was sie sagte, niedlich klingen, wie eine Werbung für Schokolade oder einen Urlaub in den Bergen. Michael ermahnte sich selbst für diesen dummen Gedanken. Er durfte ihn Elisa gegenüber niemals äußern. Die Sätze, die ihm entkamen, konnten Schlimmes anrichten.

Aber gerade wegen des Schokoladentons nahm er das Gesagte nicht weiter ernst. Guido und sein Sodbrennen. Jedes Mal kam das vom Weißwein. Und wenn er genug davon hatte, aß er maßlos.

Wie jeden Abend, seit seine Frau ausgezogen war, ging Michael ins Café Langer. Besonders gefielen ihm die Tische und Stühle des Cafés. Es waren weder auf dem Flohmarkt gekaufte alte Holzmöbel noch diese aus Schalungsmaterialien hergestellten Einrichtungsstücke, die jetzt in den Lokalen en vogue waren. Es waren ungewöhnliche Stühle mit völlig rechteckigen Rahmen aus verchromten Stahlrohren. Sitzfläche und Lehne aus Epoxidharz. Platzsparend und elegant.

Michael betrachtete diese Stühle gerne. Er war ausdauernder darin, sie zu betrachten, als darauf zu sitzen. Am liebsten saß er im Café Langer nämlich doch auf der Holzbank in der Ecke.

Wie jeden Abend trank er drei große Bier und ein kleines. Er war ein zuverlässiger Gast. Die Kellnerin, die den Dienst um 18:00 Uhr begann, kannte er schon gut. Sie gefiel Michael. Er machte ihr jeden Abend ein Kompliment für ihre elegante Kleidung, für den neuen Haarschnitt oder für ihre freundliche Art. Er gab jeden Abend mehr als zehn Prozent Trinkgeld. Sie lächelte jedes Mal. Mit Eleganz und Anmut lief sie zwischen den rechteckigen Stühlen und Tischen des Lokals herum, ohne jemals anzustoßen.

Nach drei großen und einem kleinen Bier ging Michael nach Hause. Er legte sich ins Bett und stellte sich vor, dass er die Kellnerin mit nach Hause genommen hatte. In seinen Gedanken duschte sie, um den Geruch nach Schweiß und Bier loszuwerden, und legte sich dann neben ihn ins Bett. In Wirklichkeit: Ein entgangener Anruf von Elisa. Michael beschloss, erst am nächsten Tag zurückzurufen.

Am nächsten Morgen rief er früh zurück. Der erste Satz Elisas, in schönstem Schweizerdeutsch gesprochen, traf ihn mit voller Wucht: »Guido hat einen Gehirntumor«, sagte Elisa. »Sie müssen ihn schon morgen operieren.«

Fünf Wochen später starb Guido Sighardt. Die Firma *Sighardt & Blitzhackl* hatte nun keinen Sighardt mehr. Michael fragte Elisa, ob sie nicht als Partnerin einsteigen wolle, er schaffe das alles nicht allein – schon gar nicht jetzt nach der Scheidung. Andrea hatte immer Buchhaltung und alles Organisatorische gemacht. Doch Elisa winkte ab: »Was mache ich hier? Überall nur Erinnerungen an ihn. Ich gehe zurück nach Basel.« Am Tag der Beisetzung versuchte Michael es nochmals und erhielt dieselbe Antwort.

III

Michael begann wieder zu arbeiten. Er zeichnete Entwürfe. Er setzte sich an den Computer und stellte fest, dass er seit Tagen keine E-Mails erhalten hatte. Das Mailprogramm sagte: *No connection to server*. Darum hatte sich Andrea immer gekümmert. Er wusste nicht einmal, an wen er sich wenden musste. Alles war in Ordnern abgelegt. Andrea hatte Papier geliebt. »Das papierlose Büro!«, hatte sie immer gesagt. »Das papierlose Büro ist wie das E-Book: Eine Zukunft, die nie Gegenwart wird.« Michael rief bei der Wirtschaftskammer an und erklärte,

er wolle den Namen seiner Firma ändern. Der Mann am Telefon nannte ihm das Formular, das er auszufüllen hatte.

Er überblickte die Mappe mit den aktuellen Projekten: Er hatte drei Aufträge laufen. Das war gar nicht schlecht. Von den Einkünften daraus würde er zwei Jahre oder mehr leben können. Zuerst musste er die Anzahlungen einfordern. Auch das hatte bis dahin Andrea erledigt. Sie konnte das. Sie beherrschte das Telefonieren. Michael war darin schlecht. Er telefonierte ungern. Am Telefon merkte man ihm seine Unsicherheit an und manche Kunden wurden dadurch selbst unsicher. Nun aber musste es sein. Von einem Auftraggeber fand er sofort die Kontaktadresse einer gewissen Frau Wagner. Er erreichte sie leider auch sofort. Jetzt musste er sprechen und dabei selbstsicher klingen. Er erklärte, dass es Veränderungen in seiner Firma gegeben habe, dass er sich aber freue, den Auftrag zu erledigen. Lange vermied er es, von der Anzahlung zu sprechen, tat es aber dann doch.

»Wir haben eigentlich alles längst fertig«, sagte Frau Wagner. »Der Chef wollte nur einmal Ihre Entwürfe sehen, konnte aber den Link, den Sie geschickt haben, nicht öffnen. Können Sie den Link nochmals schicken? Dann überweisen wir prompt die Anzahlung.«

Den Link nicht öffnen! Der Satz verärgerte Michael. Er beschloss ins Café Langer zu gehen. An diesem Abend bot er der Kellnerin das Du-Wort an. Sie hieß Andrea. Ausgerechnet! An diesem Abend erholte er sich von der Namensgleichheit nicht mehr.

Michael ging wie jeden Abend gerade und rechtwinklig nach Hause, gerade und rechtwinklig wie die Metallrahmen der Stühle im Langer. »Sie kann den Link nicht öffnen«, sagte er zu sich selbst und lachte hysterisch. Andrea hatte auf der Webseite von *Sighardt & Blitzhackl* einen passwortgeschützten Bereich aufgebaut, wo Kunden die Entwürfe, die die beiden Designer für geplante Projekte machten, ansehen konnten. Michael klickte auf den Bookmark für die Homepage der Firma. Vor ihm baute sich eine schwarze Seite auf. Dort stand in großer weißer Schrift, vermutlich in Garamond, einer Serifenschrift, die er hasste:

Und wenn die Leiber, welche nichts gefunden,
enttäuscht und traurig von einander lassen;
und wenn die Menschen, die einander hassen,
in einem Bett zusammen schlafen müssen:
dann geht die Einsamkeit mit den Flüssen ...

(Rainer Maria Rilke)

Die Seite bestand aus nichts anderem als aus diesem Zitat. Kein Menü. Kein Bild. Kein Link. Die alte Webseite war verschwunden. Michael tippte die URL händisch ein und kam wieder nur zu dem Rilke-Gedicht. Jemand hatte seine Webseite gehackt. Er musste beim Provider anrufen. Aber es war kurz nach Mitternacht. Also morgen.

IV

Vom seinem Provider erhielt Michael eine verstörende Antwort: Er selbst habe Webspace und Domänenname vor vier Monaten gekündigt. Der Name sei inzwischen von einer anderen Firma gekauft worden. Michael beschloss, seinen Freund Peter Erdmann anzurufen, ein Rechtsanwalt, der immer wieder für ihn tätig gewesen war. Zuletzt hatte er ihm eine Anwältin für die Scheidung empfohlen.

»Ist alles okay? Du klingst nicht gut«, sagte Peter.

»Mir geht es gut«, sagte Michael. »Warum soll es mir schlecht gehen? Die Scheidung war einvernehmlich.«

»Nur zu verständlich, wenn du eine Krise hast.«

»Ich habe keine Krise«, sagte Michael. »Ich habe drei gute Aufträge. Aber ich brauche meine Webseite zurück. Bitte hilf mir!«

»Und da ist noch was«, sagte Peter. »Aber es ist eine Kleinigkeit. Ich will dich damit jetzt nicht belästigen.«

»Was denn?«

»Also, das letzte Honorar ...«, sagte Peter und stockte. »Ihr habt es noch nicht bezahlt.«

»Gut, hör zu«, sagte Michael. »Hilf mir, dass ich die Webseite zurückbekomme. Dann kriege ich die Anzahlungen für meine Aufträge und bezahle dich sofort.«

Irgendwie meinte Michael seinen Freund überzeugt zu haben, obwohl Peter nichts mehr sagte und auflegte. Michael musste sich beruhigen. Er suchte sich selbst auf Wikipedia. Er wollte jetzt seine eigene Biografie lesen. Es war damals schwer gewesen, eine Wikipedia-Seite zu etablieren, aber nachdem er den Staatspreis für Design erhalten hatte, war es gelungen. Er tippte seinen Namen ein. Er fand nichts. Er tippte seinen Namen in Google ein. Das Ergebnis: *No results for »Michael Blitzhackl«*. *Did you mean »Blitzkurier Botendienste«*? Er öffnete die Seite für den Staatspreis für Design. Dort stand bei dem Jahr, in dem er ihn erhalten hatte: *2017 (nicht vergeben)*.

Er suchte noch einige Seiten, von denen er wusste, dass dort Designs von ihm zu sehen waren – oder eher zu sehen gewesen waren. Denn bald wurde ihm klar: Michael Blitzhackl war aus dem Netz verschwunden. Gelöscht. Seine Firmenadresse gab es nicht mehr und vielleicht erhielten die, die ihm schrieben, Fehlermeldungen und konnten ihn nicht erreichen.

Michael ging ins Café Langer. Schon um 16:30 Uhr. Andrea war noch nicht da. Er setzte sich. Er bestellte Kaffee. Zwei Tische weiter sah er einen Mann sitzen, den er kannte. Er hieß Ernst und Michael hatte ihn über Andrea kennengelernt. Sie waren sogar zweimal bei ihm zu Hause eingeladen gewesen. Ernst redete mit einer Frau, die ihm gegenüber saß, blickte aber manchmal in Michaels Richtung. Zwei- oder dreimal nickte Michael ihm grüßend zu, aber Ernst ignorierte ihn. Einmal sah Ernst ihm sogar in die Augen und Michael hob die Hand, um zu grüßen. Aber Ernst starrte in Michaels Richtung, als würde er durch ihn hindurchblicken.

Als er den ersten Schluck Kaffee machte, fiel es Michael ein. Genau dieser Ernst hatte ihm bei einem Treffen erzählt, dass er eine Idee für eine Fernsehserie habe: Sie handelt von einem Mann, der einen anderen Mann, einen Feind, aus Rache oder Konkurrenz aus dem Netz, aus allen Archiven und Bibliotheken löscht. Er erinnerte sich daran, dass er mit ihm einen Abend lang darüber gesprochen hatte, wie Politiker es schafften, jede Erwähnung unliebsamer Vorgänge in ihrem Leben, die frühere Zugehörigkeit zu anderen Parteien, Fotos mit inzwischen rechtskräftig Verurteilten oder die Arbeit für anrüchige Firmen aus dem Netz verschwinden zu lassen. Sie hatten dazu mächtige PR-Manager und gaben wohl auch hohe Geldsummen dafür aus.

Ernst hatte seine Sache völlig ernst gemeint. Es war ein gezielter Angriff auf ihn. Andrea und Ernst waren dafür verantwortlich. Oder Elisa und Ernst? Peter rief an. Michael ging sofort ans Telefon.

»Also, das ging schnell«, sagte Michael.

»Michael!«, sagte Peter. »Du selbst hast die Domäne und den Webspace gekündigt.«

»Das behaupten die. Aber ich habe das nie getan!«

»Sie haben mir einen Scan der Kündigung geschickt«, sagte Peter. »Da ist eindeutig deine Unterschrift drauf. Michael, kann es sein, dass du Hilfe brauchst?«

»Ich habe das hundertprozentig niemals gemacht!«

»Es ist doch kein Wunder nach alledem, was in den letzten Monaten passiert ist. Die Scheidung. Guidos Tod. Es war zu viel. Nimm doch eine Auszeit!«

»Dann melde ich eine neue Domäne an und kaufe einen neuen Webservice«, rief Michael laut, der gleichzeitig sah, dass Ernst und seine Begleiterin aufstanden und gingen, ohne ihn zu beachten. »Ich brauche nur die Daten. Das Backup. Verstehst du? Da sind alle unsere Projekte drauf. Fotos, Skizzen, Texte, die Entwürfe für die aktuellen Auftraggeber. Ich würde Monate brauchen, um das alles wieder auf meinen Festplatten zusammensuchen, einzurichten und hochzuladen. Kannst du mir das letzte Backup besorgen?«

»Michael, versprich mir, dass du heute noch zu einem Psychologen gehst«, sagte Peter. »Und das mit der letzten Rechnung vergessen wir einfach. Okay?«

»Du verstehst nicht, es ist nicht nur die Webseite. Ich weiß inzwischen, wer ...«, rief Michael nun schon so laut, dass sich Gäste an den Tischen zu ihm umdrehten. Aber Peter hatte schon aufgelegt.

V

Michael beschloss, auf Andrea zu warten. Sie wunderte sich, dass Michael kein Bier bestellte. Nein, kein Bier an diesem Abend. Er musste nüchtern sein. Andrea war die Einzige, der er noch vertrauen konnte. Er musste einen Satz finden, der sie traf, der sie umwarf.

Er wartete bis zur Sperrstunde. Als er der Letzte im Lokal war, ging er auf Andrea zu: »Ich habe eine Bitte an dich. Es ist wichtig. Bitte, komm mit mir nach Hause.«

Andrea verzog das Gesicht: »Bist du betrunken? Du hast doch heute gar nichts getrunken. Warum soll ich mit zu dir nach Hause kommen?«

»Ich muss dir etwas ganz Wichtiges erzählen.«

»Heute?«

»Jetzt!«

»Dann erzähl es mir«, sagte Andrea. Sie nahm die zwei Stühle, die sie schon mit der Sitzfläche auf den Tisch gelegt hatte, wieder herunter und setzte sich auf einen. Michael setzte sich auch. Und er schilderte die ganze Sache von Anfang an. Das dauerte gar nicht lang, was ihn verwunderte. Ernst hatte es doch für die Story einer kompletten Fernsehserie gehalten. Nun war sie in ein paar Minuten erzählt. Andrea saß still da.

»Was sagst du?«, fragte Michael.

»Ich soll etwas sagen? Was denn?«, fragte Andrea.

»Was ich tun soll?«

Plötzlich stand Andrea auf. Sie ging hinter Michael auf und ab, was ihn verstörte und an seinen Geografielehrer erinnerte.

»Also, wenn das alles wirklich so ist ...«, sagte Andrea, ging bis zur Wand, drehte um und ging in die andere Richtung. »Nimm dir einen Anwalt! Kämpfe! Hol dir deine Webseite zurück, deine Preise und die Artikel über dich.«

»Glaubst du, dass ich eine Chance habe?«

»Du musst es versuchen!«, sagte Andrea.

Michael nickte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch: »Danke!«

Er stand auf und wollte Andrea umarmen, aber sie blieb nicht stehen, wo sie stand, sondern ging weiter auf und ab.

»Oder ...«, sagte sie im Gehen. »Oder es ist in Wirklichkeit ganz anders.«

»Wie?«, sagte Michael.

»Du hast das alles selbst getan. Was hast du denn zu deiner Frau gesagt, dass sie dich sofort verlassen hat?«

Sie blieb stehen und blickte Michael in die Augen. Er starrte sie an. Dann rief er: »Du hast recht.«

Michael rannte zur Tür und wollte sie aufreißen, aber Andrea hatte sie versperrt. Sie kam mit dem Schlüssel. Michael ging zur Seite und ließ sie aufsperrern.

»Ich habe gesagt: Ich halte die Menschen nicht mehr aus«, sagte Michael. »Ich halte auch dich keinen Tag mehr aus. Im Bett neben dir zu liegen ... Es ist unerträglich. Ich will allein sein.«

Dann öffnete er die Tür und rannte nach draußen.

VI

Ein Jahr später sah Michael seine Ex-Frau auf der Vernissage eines befreundeten Künstlers. Sie nickte ihm zu. Er ging zu ihr. Beide hatten ein Glas von dem viel zu warmen Weißwein in der Hand. Andrea drückte ihm ein Küsschen auf beide Wangen. Michael roch die Fahne des sauren Weißweins aus ihrem Mund.

»Und?«, fragte Andrea. »Schaffst du es ohne Sekretärin?«

»Nein«, sagte Michael. »Es geht alles zugrunde.«

»Na ja, dafür ist dein Leben jetzt erträglich«, sagte Andrea. »Du liegst hoffentlich ganz alleine im Bett!«

»Rilke«, sagte Michael. »Es steht in einem Gedicht von Rilke. Du kennst das Gedicht ...«

»Du hast es immer mit Rilke gehabt«, sagte Andrea. »Vielleicht hätte ich sogar Rilke gelesen. Aber du hast zu viel von ihm geredet. Ich hasse Rilke.«

»Erzähl mir keinen Unsinn! Glaubst du, ich weiß nicht, was du und Ernst getan habt?«, fragte Michael. »Es war seine Idee. Er hatte sie schon vor Jahren. Aber jetzt habt ihr sie ausgeführt. Ihr habt mich gelöscht.«

»Ist es wahr, was man erzählt?«, fragte Andrea.

»Was erzählt man denn?«, fragte Michael.

»Dass du verrückt geworden bist. Angeblich hast du alle deine Preise zurückgegeben – sogar den Staatspreis.«

»Ja, das stimmt«, sagte Michael. Er hielt sein Weinglas hoch und schüttete den Inhalt über seinen Kopf. Dann sagte er: »Dieser Wein ist sogar zum Duschen zu warm.«